

Erinnerungen eines alten Jungstollen.

Von M. D. v. T.

I.

Otto und Aennchen.

Otto und Aennchen, die beiden Dicken, wach heiteres Bild! Er war der Sohn eines Schneiders, sie die Tochter einer Bäckerin aus dem Hinterhause; jeden Morgen kamen sie, frisch gewaschen und blank gekämmt, auf unsern Hof gewaltsam und wir patzten zu Dreien darauf herum, wie die kleinen Gänse. Sie waren die artigen Kinder, die man sich denken kann, selbst die alte Vene gab es zu; schon ihre Körperfülle bewahrte sie vor Extravaganzen. Da gab es keine Kletterübungen, kein mit Zerreißen von Kleibern verbundenes Hindurchzwingen durch Latzen und verstellte Thüren, kein wildes Jagen und Toben. Langsam tagelten sie sich Schritt für Schritt auf der Erde weiter und weinten nicht einmal, wenn sie fielen — mein Gott, sie fielen so weich!

Ihre Gemüthsruhe war oft überwältigend für mich. Daß sie bei dem Begräbniß eines jungen, aus dem Netz gefallenen Sperlings, den wir gemeinsam zu Tode gestiftet hatten, keine Thräne vergossen, hätte sie fast um meine Freundschaft gebracht. Schluchzend sah ich am Grabe meines Liebsten und gelobte mir, nie wieder mit ihnen zu spielen. Als sie dann aber wieder kamen, die beiden guten Dicken, mußte ich einsehen, daß es nicht böser Wille von ihnen war. Otto stand lange mit auf den Knien gelegten Armen und zusammengezogenen Augenbrauen und blidete zum Dache empor: „Vielleicht fällt ein neuer herunter!“ Aennchen aber sah es selber ein, daß man beim Begräbniß weinen müsse — bei ihres Vaters Begräbniß hatten alle Leute geweint — und fing an, jämmerlich unter dem hervorgezogenen Tischtuch zu heulen; nur daß die Thränen nicht kommen wollten. „Man kann auch weinen, ohne daß es nach wird“, sagte sie in ihrer praktischen Art. Und dabei blieb es. Aennchen war stets die Tonangebende unseres kleinen Kreises. Bei jeder von uns veranstalteten tragischen Feierlichkeit gingen sie neben mir her, hinter ihnen an die Wangen gebrühten Tischtüchern ein wahres Indianergeräusch ergebend, und Otto tippte mir nachher verwundert mit dem Geisfinger in die naßten Augenwinkel und schüttelte schweigend den blonden Kopf. Er war ein kleiner Philosph, dieser kleine, dicke Otto.

Schwerer waren wir früher in einer anderen Meinungsverschiedenheit zusammengekommen. Wir hatten alle drei ziemlich lange den harten Buchstaben r nicht ausprechen können und uns jeder auf seine Art zu helfen gewußt. Ich ersetzte ihn durch h, trug einen „Hod“, ging „haus und hein“ und „hoch an den Hosen“. Otto setzte dagegen; er wurde zum Mittag „gehwen“, und sein kleiner Wagen hatte ein „Sob“. Das praktische Aennchen ließ den schwierigen Laut einfach weg; sie ob gern „Gisei“ und fürchtete sich vor dem „Egen“. Eine Zeit lang faulerwelschten wir zum großen Staunen meiner Mutter in vollkommenem Unschuß herum, bis auch für uns der große Tag der Sprachverwirrung anbrach. Es war nicht bei Gelegenheit eines Thurnbaues, sondern ein neuer Noth Ottos gab die Veranlassung. Ein himmelblaues Mittelchen, das der Vater ihm aus einem alten Sommerkleide seiner Mutter verfertigt hatte, und mit dem er glücklichabend auf den Hof gelaufen kam: „Sod, Sod!“ — „D!“ meinte das resolute Aennchen. — „Hod“, wogte ich süchtern einzuwenden. — „Sod!“ sprach gewichtig der philosophische Otto. Die Mutter hat oft erzählt, wie wir mit drohigsten Geberden eine Zeit lang herum lachten, hockten, ockten, wie wir endlich in unserm Sprachfehler zu den Häuften griffen und nicht eher mit Puffen nachließen, als bis die alte Vene uns trennte. Noch öfter ist die Rechtsprechung Grund hohngegriffener Streitigkeiten unter uns gewesen, und vollkommener Friede löst erst dann eingetreten ein, als wir alle drei, Dank der Mäßigkeit meiner Mutter, anfer r herantreten wollten.

Ein ich jemals in meinem Leben glücklicher gewesen als dort auf dem kleinen Hofe mit den beiden Dicken? Die ganze ferne Zeit, sammt allen ihren Schnees- und Regenwochen steht vor mir wie ein einziger lichter Sonntag. Es war eher das Paradies für mich, das Paradies mit all seiner Unschuld und Unwissenheit. Auch der Baum der Erkenntniß fehlte nicht darin. Es war ein alter Holzlunderbaum in der Ecke, wo der Garten an den Hof fiß, dessen schwarze Beeren uns verlockend in die Augen glänzten. „Es sind Rosinen“, sagte Aennchen mit besorglichen Blicken, „die schmecken süß“. Die alte Vene hatte uns verboten, davon zu essen. „Wer sie nicht muß treiben“, sagte ich. Aennchen lächelte heimlich. „Sie will sie alle behalten, ich weiß es, sie haßt sie in die großen Tücher zu Weingnöchten.“ Es war die alte Verrücktheit, nur ohne Schlange; in wenig Minuten stand ich auf dem Baum und pflückte die schwarzen Beeren und warf sie herunter, und Aennchen nahm sie auf und aß und gab sie Otto, und er aß auch davon.

Wir mußten unseren Sündenfall mit einer kleinen Kost bezahlen, die unsere Mutter in große Aufregung versetzte. Drüben in Polen herrschte die Cholera und voll Schreck

tamen die Schneiderfrau und die Bäckerin zu meiner Mutter gelaufen und jammerten, ihre Kinder, die eben noch so lustig mit mir spielten, brächen die reine Galle aus und hätten unfehlbar die Cholera. Ich wälzte mich unter Lenens heißen Topfbedeln in meinem Bette herum, als meine Mutter mit ängstlichem Gesicht bei mir eintrat. „Vene, ist Häschen krank?“ „Ich glaube, es hat nichts zu bedeuten, Madame, er muß etwas gegessen haben.“ „Was hast Du gegessen, Häschen?“ „Ich hatte so fürchtbare Angst vor der strengen Miden der alten Vene und verberg das Gesicht in die Kissen.“ „Er ist sicher krank, Vene; wir müssen zum Arzt schicken.“ Und sie kniete an meinem Bette nieder, die gute kleine Mutter und fragte unter Thränen: „Was hast Du gegessen, mein Häschen?“ Ich benutzte den Moment, an dem Vene nach neuen Topfbedeln ging, um ihr ins Ohr zu flüstern: „No — Rosinen, vom Baume im Hof.“ Da war es heraus; der Schaden wurde mittelst eines Brechmittels bei mir gut gemacht und die Nachbarninnen beruhigten sich. Wie es die anderen Weiden später hielten, weiß ich nicht; ich für mein Theil habe nie wieder von verbotenen Früchten getostet.

Noch ein verbotenes Obiect war auf dem Hofe, das war die „Kalt-Kaule“. Sie befand sich in der dem Hohl-Lunderbaum gegenüberliegenden Ecke und stierte uns heimlich mit ihrer weißbeprägten, mit schwarzen Brettern belegten Desfungen an. „Wer da hineinläßt, ist todt“, sagte Aennchen. Nur in großen Bogen gingen wir an ihr vorbei. Otto vertrauter standen wir mit dem Sandhaken, der eine Quelle unaufrichtig wechselnden Vergnügens für uns bildete. Bald wandelten wir ihn zum Kirchhof mit kleinen dekrenzten Gräbern an, bald in einen Blumengarten mit Rabatten, deren eingepflanzte Weiden und Primeln zu unserer schmerzlichen Verwunderung beständig die Köpfe hingen, bald in eine Felsung mit Gräben und blaureichigen zimernen Krillerkisten auf den Wällen.

Auch die Pumpe gedährte uns viele Freude. Wir konnten nicht zu dem Schwengel heranziehen, und selbst als Aennchen den kühnen Versuch ausübte, ihn mittelst eines untergestellten Fußbänkchens zu ergahen, gelang es unsern vereinten Kräften nicht, der Brunnendöhre auch nur einen Tropfen Wasser zu entlocken; aber wir sahen stauend zu, wie die klare Flüssigkeit in Lenens große Eimer plätscherte und Aennchen sang ein Lied dazu aus dem Dummerling: „Tip, tap, toll, ist die Eimer noch nicht voll!“ Wir hielten die Pumpe für ein sehr schickliches Wesen und ich behauptete fleißig und fest, sie könne auch sprechen, wenn sie nur wolle, wozu der philosophische Otto, der Alles beweisen haben wollte, zweifelnd den Kopf schüttelte.

Und dann die Gasse! Sie war eigentlich das Beste vom ganzen Hofe. Nach heftigem Gewitterregen rann sie lustig wie ein Flüsschen dahin und trug mühelos die kleinen Schiffschen, die Otto's Vater für uns verfertigt hatte. Wir gewöhnlich konnten wir nur Knäuschaalen und Strohhalm auf ihr schwimmen lassen. Aennchens kleine Holzpanzern mitzunehmen, weigerte sie sich aber beständig, selbst in wasserreichsten Zeiten. Wir haben es so oft berührt, sie stoh beständig über sie hinweg und alles, was wir erreichten war, daß sie sie ganz durchhäste. „Was würdest Du auch anfangen, wenn sie sie genommen hätte“, tröstete Otto das ganz in Eifer gerathende Aennchen. Und erst im Winter, wenn sie zugefroren war! Es war ein Vergnügen, die Dicken schlittern zu sehen. Otto trat niemals eher auf das Eis, als bis er aus unserer Beispiel gesehen, daß es hielt; war er aber der Erste auf dem Hofe, so stand er vorzüglich am Rande und tippte mit den Fußspitzen, bis wir kamen.

Trat Thauwetter ein, so machten wir uns um unsere Freundin Gasse verdient, indem wir mit spitzen Instrumenten die Reste von Schnee und Eis hinwegharkten, wie wir es die alte Vene thun saßen. Begann sie dann wieder zu fließen, so lachten wir in die Wette: „Welt, jetzt freut sie sich einmal!“

Das währte so lange, bis wir zur Schule kamen; dann trennten sich unsere Wege. Otto's Vater starb; auch Aennchens Mutter verließ das Hinterhaus. Wir nickten uns noch einige Zeit zu, wenn wir uns auf der Straße trafen, dann hörte auch das auf. Nach langen Jahren sah ich Weide fern von der Heimath, wieder. Otto war ein ehrsammer Schneidemeister geworden und hatte als solcher seine Korporulenz eingekauft. Das behäbige Aennchen war seine Frau, und sie schien es sich zur Lebensaufgabe gemacht zu haben, die Welt mit einer Galerie blondköpfiger, ponsbücker Otto's und Aennchen zu bevölkern, die mich lebhaft an den kleinen Hinterhof erinnerten.

Orientalia.

Stelle dir einmal vor, geheimer Leser, du siehst plötzlich zum Tücker geworden und habest einen Besuch oder viele Besuche bei Borgelakten und Gleichgestellten zu machen, wie würdest du dich benehmen, um als höflicher und sitzlicher Mann zu erscheinen?

Unter Banen und Kleinfürzern alten Schlages wäre die Sache sehr einfach; da ist die Begrüßung mit den altarabischen, altkaramanischen Formeln: Salam aleikum (Friede sei mit euch) und alaikumwaleam (Mit euch der Friede), mit Erkundigung nach dem Befinden und —

bei längerem Verweilen — mit einer Pfeife Tabak abgemacht. Unter den gebildeten Fez- und Turbanträger aber ist ein ziemlich genau grabuierter Höflichkeitstodex ausgearbeitet, den man einigermaßen kennen muß, um beim Umgang mit ihnen nicht anzustoßen.

Kommt man als europäischer Tschappkali (Gutträger), so kann man sich auch einfach als Europäer betragen; die türkische Duldsamkeit erstreckt sich auch auf die Höflichkeitsformen und kommt Demjenigen, der den Hut abzieht und die Hand zum Grüße bietet, fast ausnahmslos mit lebenswärdigem Gehelassen entgegen. Auch das Volk weiß in allen irgendwie dem Verkehr offenen Städten, daß die Entblößung des Hauptes beim Fremden höflich gemeint ist, und sieht es zum Beispiel gern, wenn man beim Besuche einer Moschee den Hut abzieht; es erkant also den modischen Brauch leichter an als zum Beispiel unsere deutschen Juden, von denen man beim Besuche einer Synagoge gewöhnlich sofort gebeten wird, die Kopfbedeckung aufzubehalten.

Trägt man aber Fez oder Turban, so versteht es sich von selbst, daß die kleidungsstücke nie in Gesellschaft abgelegt werden dürfen; das wäre vollkommen unanständig. Es ist schon eine gewisse Freiheit, wenn ältere Herren an warmen Tagen in Gegenwart eines anderen, vor dem sie sich nicht zu geniren haben, das rothwollene eigentliche Fez abziehen und nur das leichte, kleine Unterhäppchen auf dem Kopf behalten, welches unter dem Fez getragen wird; das macht ungefähr denselben Eindruck, wie wenn sich bei uns ein behäbiger Würdenträger in Hemdärmeln mit seinen Freunden als Untergebenen unterhielte. Mit dem Kopf wird also nicht gegrüßt; die Verbeugung allein thut's auch nicht, folglich muß es mit anderen Mitteln geschehen. Wer sich nur zwei Tage in Konstantinopel aufhält, der kann die gewöhnlichste Form des Verabsagens auf Straßen und Dampfschiffen in Augenschein nehmen; der Grüßende beugt sich tief und streckt die rechte Hand nach unten, fast als wollte er etwas vom Boden heben, bewegt dann, während er sich aufrichtet, die Hand im Bogen nach der Herz- oder Magenegend, von da in einem zweiten Bogen zum Munde und endlich zur Stirn; ist sie hier angelangt, so steht oder sitzt er wieder gerade. Will er die Sache abkürzen, so beugt er sich weniger tief und läßt die Rechte nur etwa bis zur Höhe des Beines oder der Hüfte herabgehen, um von dort den ersten Bogen zu beginnen; beim geringsten Maß von Feiertlichkeit wird die Verbeugung auf ein Kopfschütteln zurückgeführt, aber die drei Handbewegungen nach Herz, Mund und Stirn bleiben immer.

Was bedeutet diese Reihe von Bewegungen, was bedeutet namentlich der Griff nach den Boden? Antwort: Der letztere ist ein abgetrübter Griff nach dem Mantelzipfel und das Ganze heißt symbolisch: „Ich verehere den Saum deines Gewandes; ich lege ihn an mein Herz, ich lässe ihn und ich stelle mein Haupt unter seinen Schutz.“ Daß dem so ist, das sieht man in den allerdings weniger zahlreichen Fällen, wo der Gruß wirklich in seiner vollen Länge und Demuth ausgeführt wird; dann aber ergreift der Grüßende wirklich den Mantelzipfel des Begrüßten und fährt mit ihm die Bewegungen oder wenigstens den Saum aus. So geschieht es zum Beispiel, wenn der Sultan am Morgen des Karban-Bairam seine Cour abläßt; der Gruß der Würdenträger ist dann eine förmliche Prostration, sie werfen sich vor ihn nieder, um seinen Mantel zu küssen. Bei den Alevornnehmsten, zum Beispiel dem Scheich-ül-Islam, läßt der Monarch es nicht zum Niederfallen kommen, er hält sie in der Bewegung auf und unarmt sie; den Nächstornnehmten hilft er aufstehen, die kleineren müssen sich aus eigenen Kräften wieder aufrichten. Rechtlich geht es zu, wenn etwa ein bemühiger Wittfeller zum Minister kommt; auch der kühnt den (meist ziemlich langen) Rockzipfel des hohen Herrn, und zwar kneidend, wenn er sehr höflich sein will; und er wird aufgelesen oder nicht, je nach Rang und Gunst.

Bzüglich der Haltung beim Sigen herrscht eine gewisse Unbestimmtheit, der man anmerkt, daß die Tücker sich in einer Uebergangszeit befinden. Nach alter Sitte sitzt der Höflichstehende mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Divan; der erblich Niedrigerrühende sitzt aberhaupt nicht in Gegenwart eines hohen Herrn, sondern hat auf dem Boden. Man sieht das noch jetzt bei Handwerkerleuten, Kleinrädtern, Bauern und selbst bei Halb-Sonatorien, wenn sie etwa mit einem Ober-Richter oder dergleichen verkehren. Die Einführung europäischer Sessel bei den Vornehmen hat diesen Gebrauch durchbrochen; man sitzt jetzt meist wie bei uns. Tücker, die sich zu Hause fühlen, kriechen übrigens noch heute mit Vorliebe vollständig an ihrem Stuhl in die Höhe und ziehen die Beine unter sich. In den weniger feinen Kreisen, die kaum etwas von europäischen Begriffen angenommen haben, sind dabei gewisse Freiheiten nicht ausgeschlossen; sie machen sich nichts daraus, einen Bantoffel fallen zu lassen oder gar die Strodel auszuziehen und in Strümpfen vor dem Publikum da zu sitzen. Gelegentlich thun zum Beispiel auch Offiziere auf Dampfschiffen im Salon erster Klasse.

Sieht man nun glücklich dem Besuchten gegenüber, so beginnt das Gespräch mit Erkundigungen nach dem gegenseitigen Befinden, und dabei wird sofort dem Gast das Rauchmaterial zugetragen. Früher war es der Tischak,

